

## «Ich muss käsen können.» Das Ende der Landwirtschaft?

Heinrich Flühler, geboren 1952, Privatmilchkäufer und Käser in der Innerschweiz, verheiratet; Erika Flühler, geboren 1956; vier Kinder.

Ein von der Passstrasse abzweigender Feldweg erschliesst die zwölf Bauernhöfe, von denen die Käserei jährlich 500 000 Kilogramm Milch bezieht. Gegenwärtig sind Baumaschinen am Werk. Der Käser führt die Bauherrschaft an, die den Feldweg asphaltieren lässt.

Familie Flühler bewirtschaftet die Käserei Rodersbühl in dritter Generation. Flühlers haben vier Kinder. Der Älteste – der einzige Sohn – absolviert eine Metzgerlehre. Heinrich Flühler, der alleinwirtschaftende Käser, ist 46 Jahre alt, seine Frau Erika ist 42 und nicht-bäuerlicher Herkunft. Sie ist unter anderem für die Buchführung des Betriebs zuständig.

Zum Anwesen der Käserei gehören sieben Hektar Landwirtschaftsland. Es ist parzellenweise an die benachbarten Bauern verpachtet. Zusätzlich zur Käserei betreiben Flühlers eine Schweinemast. Um für betriebseigenen Nachwuchs zu sorgen, werden 25 Zuchtsauen gehalten. Das Schweinefutter wird der Schotte, der Restsubstanz aus der Käseproduktion, beigemischt.

Flühler hat den Betrieb 1984 von seinem Vater übernommen. Er hat dafür einen Preis bezahlt, den er, wie er sagt, heute nicht mehr bezahlen würde. Nach der Übernahme musste ein neues Wohnhaus errichtet werden. Vor zwei Jahren ist Flühler die Qualitätszertifizierung für seinen Betrieb nur unter Sanierungsauflagen erteilt worden. Er hat in der Folge die Käserei aushöhlen und neu einrichten lassen.

Privatbetriebe, erläutert Flühler, seien für seine Region typisch. «Früher hat man eigentlich nur Talkäsereien auf Genossenschaftsbasis aufgestellt. Die anderen sind zu klein gewesen. Die hat man einem Privaten gegeben. Und wenn er *verlumpt* ist, hat es der Genossenschaft nicht weh getan.» Im Gegensatz zu den grösseren Genossenschaftskäsereien hätten die Privatbetriebe in der Regel auch keine

staatlichen Direktsubventionen erhalten. Dies gelte auch für den eigenen Betrieb. Auf die Feststellung: «Wir haben immer selber überleben müssen», legt Flühler viel Wert.

Der Betrieb ist stark verschuldet. Gegenwärtig können die Zinsen nur deshalb bezahlt werden, weil – unter anderem wegen der BSE-Seuche («Rinderwahnsinn») – die Schweinemast wieder zu einem rentablen Geschäft geworden ist.

«Ich muss käsen können», sagt Heinrich Flühler. Sein Betrieb wäre in der Lage, die gekaufte Milch zu jährlich knapp vierzig Tonnen Sbrinz zu verarbeiten. Im Moment kann Flühler aber nur einen Teil seiner Milch verkäsen. Die Sbrinz-Lager der Schweizerischen Käseunion, der er seinen Käse abliefern muss, sind überfüllt. Der in der EU produzierte Parmesan, das direkte Konkurrenzprodukt zum Sbrinz, ist derart günstig geworden, dass die Sbrinz-Exporte massiv – von 3700 Tonnen 1995 auf 1240 Tonnen 1997 – zurückgegangen sind. Rund ein Drittel der eingekauften Milch liefert Flühler, weil er aus ihr keinen «Unionskäse» – keinen Emmentaler, keinen Greyerzer und keinen Sbrinz – machen darf, ohne eigene Wertschöpfung dem Milchverband ab. Um die überschüssige Milch selber veredeln zu können, müsste Flühler auf eine regionale Spezialität ausweichen. «Ich habe da hinten auch schon ein anderes *Käsli* gemacht. Alle rühmen es. Nur – das Problem ist: Wem soll ich es verkaufen?» Für die täglich bis zu 150 Kilogramm Käse bräuchte er entweder einen festen Abnehmer, oder er müsste sie selber vermarkten können. Beides ist aussichtslos. Die Käserei liegt abseits, weit weg vom Dorf und von der Passstrasse. «Wir wohnen an einem schönen Ort», sagt Flühler, «aber von dem kann ich nicht zinsen.» Um von Dorf zu Dorf, von Laden zu Laden zu fahren, haben Flühlers keine Zeit; einen Angestellten kann sich der Betrieb nicht leisten. Die Grossverteiler wiederum sind an den relativ kleinen Mengen, die Flühler herstellen kann, nicht interessiert. Um hier eine Chance zu haben, müssten mehrere Käsereien gemeinsam eine Spezialität anbieten. Und selbst dann müsste ein Abnehmer erst noch gefunden werden. Flühler verschickt Sbrinz in die ganze Schweiz: «Ich gebe mir schon Mühe, von etwas überleben zu können. Aber das ist gar nicht so einfach.»

Vor einigen Monaten war ein im Dorf gelegener Nachbarbetrieb

zum Verkauf gestanden. Dort hätte man auch ein Ladenlokal einrichten können. Die Bank hatte ihre Einwilligung gegeben, Frau Flühler hatte Verkaufskurse absolviert, der Sohn hatte sich zu dem Entscheid durchgerungen, eine Käserlehre anzufangen. «Wir sind weit fortgeschritten gewesen. Wir haben nicht einfach nur Illusionen gehabt.» Doch der Nachbar wollte plötzlich nicht mehr verkaufen. «Ich weiss heute noch nicht, weshalb das in die Hose gegangen ist.»

Damit er seine volle Reife erlangt, muss der Sbrinz mindestens achtzehn Monate, im Idealfall aber um die zwei Jahre eingelagert und gepflegt werden. Das ist nicht nur aufwendig, sondern mit einem hohen Vermarktungsrisiko verbunden. Wer kauft in zwei Jahren den Käse, der in den Innerschweizer Sbrinz-Käsereien heute hergestellt wird? Bis anhin trug die parastaatliche Käseunion das volle Absatzrisiko. Der Export wurde staatlich verbilligt, der «überschüssige» Sbrinz unter anderem in Italien dem geriebenen Parmesan beige-mengt. Langfristig – im Zuge des GATT und der Annäherung der Schweiz an die EU – scheinen protektionistische Verwertungspraktiken indes obsolet zu werden. Wie wird es mit dem Schweizer Käse, insbesondere mit dem Sbrinz, weitergehen?

Flühler macht sich keine Illusionen. Er ist davon überzeugt, dass die Herstellungskosten des Sbrinz künftig nur noch unwesentlich über diejenigen des Parmesan liegen dürfen. Und diese sind ihrerseits primär vom Preis für den Rohstoff Milch abhängig. Die Rechnung scheint einfach zu sein: In der Schweiz liegt der Milchpreis momentan bei 87 Rappen, im EU-Raum bei um die fünfzig. Die Schweizer Milch muss billiger werden. Doch wird ihm, dem privaten Milchkäufer im voralpinen Berggebiet, bei einem Milchpreis von fünfzig Rappen noch irgendeiner eine Milch verkaufen? Werden die Bauern – bei einem so tiefen Preis – ihre Betriebe nicht gleich haufenweise auf Mutterkuhhaltung umstellen? Flühler denkt, dass der Strukturwandel in der Landwirtschaft weitergehen wird. Die Zahl der Bauern werde weiter sinken, so dass die Überlebenden in der Lage sein würden, auf ihren grösser gewordenen Betrieben kostengünstiger zu produzieren. Er geht davon aus, dass bei einem Milchpreis von 65 Rappen der Schweizer Käse auf dem Weltmarkt gute Absatzchancen hätte.

Bezüglich des Sbrinz ist Flühler indes skeptisch und besorgt. In der Vergangenheit seien beinahe irreversible Marketing-Fehler gemacht worden. Anders sei nicht zu erklären, dass in fast jedem Rezeptbuch – auch im Schweizer Schulkochbuch seiner Tochter – durchgängig zu lesen sei: Man füge soundsoviel Parmesan bei. «Irgend jemand hat versagt. Ich will da niemandem die Schuld in die Schuhe schieben.»

Mit der angekündigten Liberalisierung des Milchpreises wird Flühler vor ein weiteres Problem gestellt sein. Wird der Inner-schweizer Grossbetrieb mit besseren Abnahmekonditionen und höheren Preisen künftig als Monopolist auf dem regionalen Milchmarkt auftreten können und ihn, den Kleinen, verdrängen? Bei einem liberalisierten Käsemarkt werde er seinen Lieferanten keinen fixen Milchpreis mehr garantieren können. Er denke statt dessen über ein Nachzahlungssystem nach: Man vereinbart einen Grundpreis «und dann müssen wir den Käse möglichst teuer zu verkaufen versuchen. Anschliessend können wir wieder über den Preis reden und je nachdem eine Nachzahlung machen.» Als Kleinbetrieb sei er nicht in der Lage, «für die Bauern die Bank zu spielen» und das Absatzrisiko alleine zu tragen.

Flühler denkt weiter: «Wenn man sich vorstellt, dass die Milch, die im Laden als UP-Milch verkauft wird, pro Liter den Energiewert von einem Liter Diesel verbraucht hat! Das ist doch hirnwütig!» Dieser Unsinn lasse sich nur mit höheren Brennstoffpreisen beseitigen, «zum Beispiel fünf Franken für das Benzin». Nicht nur die Marktchancen regionaler Anbieter würden sich dadurch verbessern, «wir hätten auch manch ein Umweltproblem nicht». – «Natürlich kann man das wirtschaftlich nicht vertreten, das ist mir schon klar.»

Ausserdem weiss Flühler, dass ihm, dem Kleingewerbler, angesichts des drohenden Nachfragemonopols auf dem regionalen Milchmarkt eine volkswirtschaftliche Bedeutung zufällt. Das sage auch der Bauer, der im Gemeinderat sitze, zu seinen Leuten: «Wenn ihr eure Dorfkäsereien dann nicht mehr habt, diktieren euch die Grossen dann schon, was sie wollen.» Im Moment funktioniere der Markt noch: Einige Bauern spielten ihn, den Kleinen, bei der Festlegung der Abnahmebedingungen gegen den Grossbetrieb aus. «Wenn wir

nicht mehr bestehen können, wird von acht bis neun oder von sieben bis neun dort vorne ein Tankwagen stehen, der die Milch jeden zweiten Tag absaugt. Der fährt keinem einzigen mehr nach! Nur, ich bekomme vom Bauern die Milch trotzdem nicht.»

«Ich habe bei Null angefangen», resümiert Flühler, «und jetzt bin ich noch nicht viel weiter. Höchstens, dass ich ein wenig mehr Schulden habe.»

Hier scheint das Vergangene im Gegenwärtigen aufgehoben zu sein. Als in der Käserei vor einem Jahr die Wände und der Boden herausgespitzt wurden, kam die Geschichte wieder zum Vorschein: eine Metallschiene, auf der vom Grossvater und vom Vater mittels einer Kurbel der Feuerwagen unter das *Chäschessi* oder den Futterkessel geführt wurde, um die Milch oder das Schweinefutter zu erhitzen. Eine verkohlte Wand: Hier sei früher der Kamin gewesen, hat Flühler den Kindern gesagt, als die wissen wollten, was das denn sei. Mit dem Feuerwagen hätten er und seine Geschwister, nachdem die Käserei – wohl in den späten fünfziger Jahren – modernisiert worden war, als Kinder noch gespielt. «Der ist noch lange herumgelegen, bis man ihn irgendwann einmal ins Alteisen geworfen hat. Ich weiss schon noch, wie der ausgesehen hat.» Die *Ankenkisten*, in denen früher der Rahm mit dem Postauto und der Bahn in die Butterzentrale gebracht wurde, lägen heute noch irgendwo herum. «Im Prinzip ist uns für den Rahm so viel bezahlt worden, dass man nicht mehr selber *geankt* hat.» Flühler spricht von der Zeit des Krieges. Damals habe es am gegenüberliegenden Hang Rodungen gegeben: «Da haben wir noch Internierte gehabt, die dort gearbeitet haben.» Und auf einmal ist von der Zeit die Rede, bevor Flühlers Grossvater auf den Betrieb kam: «Wir haben vorher immer schon ein wenig gekäst.»

Im Jahre 1916 hatten die Bauern eine Käserei-Genossenschaft gegründet. Drei Jahre später konnte der aus dem Nachbarkanton zugewanderte Grossvater die Käserei und das dazugehörige *Heimet* in Pacht nehmen; 1922 ging es in seinen Besitz über. Damals sei natürlich noch nicht Sbrinz hergestellt worden. Er könne sich noch gut an die alten Leute erinnern, die in die Käserei gekommen seien und entweder den blauen oder den *feissen* Käse verlangt hätten. Der

blaue sei ein Magerkäse gewesen, den sich auch einfachere Leute hätten leisten können. «Im Vergleich zu heute ist ja das Fett früher praktisch unbezahlbar gewesen.»

Heinrich Flühler wuchs mit acht Geschwistern auf: «Wir haben schmal durchmüssen. Wenn ich mir vorstelle, was wir gehabt haben, und was unsere Kinder heute haben! Wie weit ich gelaufen wäre oder wie manchen Tag ich einem Bauern geholfen hätte, wenn ich nur eine halbe Schokolade oder eine Banane bekommen hätte!» Das sei heute, er sehe es bei seinen Kindern, «fast nichts mehr». – «Das tut einem manchmal ein wenig weh.»

Oftmals musste er als Bub, um die Schweine zu füttern, morgens um fünf schon aufstehen. «Und Hausaufgaben oder so? ‹Wenn du in der Schule lernst, hat man keine›.» Das habe er damals wie selbstverständlich hingenommen. Man habe nichts anderes gekannt. «Man hat sich nicht getraut zu rebellieren. Sonst hätte man auf den *Ranzen* bekommen – auf gut Deutsch gesagt.»

Vor rund dreissig Jahren liess sich Flühler zum Käser ausbilden. «Jetzt bist du zur Schule raus!» habe es geheissen. Drei Wochen später hiess es dann: «Heute nachmittag musst du dann zur Schule!» Als er gefragt habe: «Wieso und warum?», habe man ihm geantwortet: «Ja, heute hat die Käserfachschule angefangen! Jetzt musst du gehen!» – «Das ist gar keine Diskussion gewesen. Man ist dann schon überhaupt nicht nach der Meinung gefragt worden.» Wenn er ehrlich sei, hätte er damals lieber etwas anderes als Käser gelernt, – was nicht heisse, dass ihm der Beruf heute nicht gefälle.

Nach Ende des Heim-Lehrjahres hielt sich Flühler nur noch sporadisch auf dem elterlichen Betrieb auf. «Als wir den Schweinestall oder die Käserei gebaut haben, hat es geheissen: ‹Jetzt kommst du ein halbes Jahr heim› – damit man einen Gratisarbeiter hat. Dann ist man wieder daheim gewesen.»

Bis zur Übernahme des elterlichen Betriebs mit 32 arbeitete Flühler in verschiedenen Regionen der Schweiz, unter anderem im Grossbetrieb, der heute sein Konkurrent ist. Dort war er an der Entwicklung neuer Produkte beteiligt und hatte mehrere Angestellte unter sich.

Unvermittelt kommt Flühler auf seinen Militärdienst als Küchenchef zu reden. Am Militär habe er immer Freude gehabt. «Nicht am

Militär selber eigentlich – da diesem *Militär*len. Mit dem habe ich immer Mühe gehabt, mich anzumelden, und das andere ich weiss nicht was. Noch als ich schon fertig gewesen bin, haben sie mich kritisiert. Dann hab' ich gesagt: «Richtig, das habe ich nicht gekonnt – und hab' es nie lernen wollen.» – Dass sie essen können, was ich koche, das ist das Massgebende gewesen.»

Das *Weitermachen* im Militär war für Flühler eine kostspielige Angelegenheit: Zu jener Zeit gab es für den Angestellten eines Gewerbebetriebs noch keine Entschädigung für den dienstbedingten Erwerbsausfall. – Doch die Sache scheint ihren Preis wert gewesen zu sein. Die Zeit im Militär ist in Flühlers Biographie eine Wendezeit: Hier liegen die Anfänge eines autonomen und selbstbestimmten Lebens und eines Denkens, das man als «aufgeklärt konservativ», ein wenig auch als aufmüpfig bezeichnen könnte.

«Weisst du», hat der Sohn zum Vater gesagt, «Metzger gefällt mir besser. Ich hätte vielleicht schon Käser gelernt, wenn du den Betrieb im Dorf hättest übernehmen können.» Und obwohl Flühler Freude gehabt hätte, wenn der Sohn sich zu seinem Nachfolger hätte ausbilden lassen, habe er damals die Notbremse gezogen. «Es soll dir nicht gleich ergehen, wie es mir ergangen ist», hat der Vater zum Sohn gesagt.

Jeder schaue heute nur noch für sich. «Wir leben in einer totalen Konsumgesellschaft.» Jeder wolle einfach nur hinhocken, geniessen und konsumieren, aber niemand wolle etwas dafür tun. «Machen Sie ein Fest: Geld hat heute jeder, aber er will das Bier nicht selber holen gehen, es muss ihm gebracht werden.» Und Erika Flühler fügt hinzu: «Früher ist das natürlich noch ganz anders gewesen. Wenn man denkt, diese Generationen, die im gleichen Haushalt zusammengelebt, gearbeitet und füreinander geschaut haben. Nur schon das: das Teilen, das Rücksichtnehmen aufeinander.» Doch dann, wie wenn es ihm jetzt doch ein wenig zu eng würde, bemerkt Heinrich Flühler schmunzelnd: «Also ich möchte das heute auch nicht mehr so» und lacht.

So hat sich denn Flühler kontinuierlich aus seinem traditional-bäuerlichen Herkunftsmilieu herausgelöst und ist zu dem geworden, der er heute ist: zu einem, der Ruhe bewahrt, der keine autoritäre

Verbissenheit zeigt und der es versteht, den Widrigkeiten der Welt frei von Ressentiments mit offenem Geist und versachlichender Distanz zu begegnen. – Seiner Tradition bleibt er dennoch zutiefst verbunden.

«Ich geb' es zu, ich bekenne mich dazu: Ich möchte Schweizer bleiben, und ich bin Schweizer. Ich bin stolz, ein Schweizer zu sein. Ich sage es immer wieder.» Flühler hat bei der Volksabstimmung über den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) 1992 – aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus – ein Ja in die Urne gelegt. «Auf weite Sicht gesehen, hätte uns das mehr gebracht.» Er selbst hätte seine Käserei – dank längerer EU-Übergangsfristen – erst im Jahr 2007 umbauen müssen. Ob sie jetzt Mitglied sei oder nicht, die Schweiz müsse ihre Produkte ohnehin entsprechend den EU-Richtlinien herstellen. Die Angst, die Schweiz werde durch einen EU-Beitritt ihre kulturelle Identität verlieren, hält er für grundlos: «Ich behaupte, diese Ängste werden geschürt. – Eine Tradition, die mir wichtig ist, lebt, wenn ich sie richtig lebe, auch in den Kindern weiter. Und wenn sie nichts wert ist, dann ist es auch nicht schade um sie. Dann soll sie verlorengehen. – Klar kommen neue Vorschriften, die wir einhalten müssen. Aber wir Schweizer sind ja *soo* vorbildlich. Wir meinen, wenn die anderen uns etwas vorschreiben, müssten wir das schon am nächsten Tag ausgeführt haben. Man muss sich doch nicht immer an alles halten – und nicht immer fragen gehen. Wenn Sie im Militärdienst sind und fragen: «Darf ich länger in den Ausgang?», kann der andere nicht gut sagen: «Ja, du darfst.» Aber wenn Sie einfach gehen und nicht erwischt werden ...?»

Diese zwanghafte Korrektheit, Genauigkeit, Exaktheit sei ja eigentlich während Jahren ein guter Charakterzug des Schweizers gewesen und in gewisser Hinsicht sei er das heute noch. Er habe aber auch seine negativen Seiten: Gegenwärtig sei er für die Angst vieler Schweizerinnen und Schweizer verantwortlich, von der EU «total überfahren» zu werden.

Flühler will das nicht falsch verstanden wissen. Auch er findet, dass es schon heute, mit oder ohne EU, in der Schweiz viel zu viele Gesetze – «Vorschriften *bis a Bach abe*» – gibt. «Wir machen uns selber kaputt mit dem.» Da müsse man sich nicht wundern, wenn



das Volk stur nur noch nein sage, selbst dann, «wenn irgend etwas gemacht sein müsste».

Weshalb muss Flühler belegen können, dass er an seinem Dampfkessel regelmässig den Service machen lässt? «Das geht ja niemanden was an. Wenn ich den *Cheib* nicht mache, geht der Kessel mir kaputt.» Warum wird bei der Taxation seines Käses auf jedes Loch und auf die Färbung der Rinde geachtet? «Die Rinde haut man eh ab», und wen stört das Loch, wenn der Käse ohnehin gerieben oder gemöckelt wird. «Das sind doch Illusionen!»

Durch all diese Vorschriften werde am Ende das Produkt dann zu teuer. Da solle man unternehmerisch denken, und gleichzeitig würden einem ständig Knöpfe gedreht. Das sei fast ein wenig wie mit dem Konsumenten und dem Joghurt: «Man will ein Naturnah-Joghurt, es sollte möglichst keine Chemie und nichts haben. Aber wenn es ginge, möchte man es ungefähr etwa auf ein halbes oder drei viertel Jahr datiert haben.» Diese Widersprüche und Inkonsistenzen machen Flühler, wie er sagt, *sternsverrückt*.

«Ich habe Angst», sagt Flühler, «und ich hoffe, diese Angst sei unbegründet. Aber ich hab' Angst, dass in der Schweiz oder allgemein in Europa der Ausländeranteil zu hoch wird.»

Flühler hat nichts gegen die Ausländer – «zum Beispiel gegen die Frauen, die im Krieg vergewaltigt worden sind. Die sollen bei uns sein.» Bei den anderen hingegen, «die nicht hier hineingehören», müsse man das Asyl- und das Ausländerrecht viel konsequenter und restriktiver anwenden. Angst machen Flühler weniger die Ausländer als vielmehr die Emotionen seiner Mitbürger: «Es kocht, behaupte ich, in der Volksseele drin. Viel stärker, als die Politiker wahrhaben wollen – wie unter einem Mäntelchen. Und ich hab' einfach immer das Gefühl, wenn das einmal ausbricht, kann das sehr gewaltsame Formen annehmen. Wie hat seinerzeit der Hitler die Leute aufstacheln können? Er hat den anderen gesagt, die Juden, diese *Cheibä*, die haben uns das Geld genommen und weiss nicht was. Man hat eigentlich die Leute gegeneinander aufgehetzt. Und irgendwann, wenn einmal so einer aufsteht und das schlau *ankehrt*, sind wir wieder genau gleich weit. Man sagt schon immer, das darf nicht mehr passieren und kann nicht mehr passieren. Nicht dass ich persönlich Angst um mein

Leben hätte, aber ich behauptete, das ist vielleicht ... ja, das ist ein Gefahrenherd.» Und deshalb fordert Flühler auch, dass man den Sozialstaat nicht weiter ausbaut, weil der die Ausländer anziehe.

Gelegentlich frage er sich, ob er vor einem Jahr das Geld nicht besser in den Schweinestall statt in die Käserei investiert hätte. Das Schlimmste für Erika und Heinrich Flühler wäre, wenn sie das *Heimetli* verkaufen müssten, weil sie die Schulden nicht mehr bezahlen könnten. «Das täte am meisten weh. Dort hätte ich Mühe, das zu verkraften.» Schlimmstenfalls würden Flühlers auch auswärts arbeiten gehen – wenn sie dann nur auf dem *Heimetli* bleiben könnten. Doch nach fünfzehn Jahren der Selbständigkeit wieder irgendwo angestellt sein –, ganz wohl ist es Flühler bei dieser Vorstellung nicht: «Arbeiten kann ich, das ist nicht das Problem. Aber wenn ich mir vorstelle: Wieder in einem Team drin arbeiten, wieder Befehle entgegennehmen, und sie auch dann ausführen müssen, wenn man genau weiss, dass es ein *Scheissdreck* ist? – Das wäre wahrscheinlich relativ hart.»

### **Agrarstruktur und Agrarpolitik im Wandel**

Bis vor kurzem lag der Schweizerischen Agrarpolitik noch ganz der Gedanke der wirtschaftlichen Landesverteidigung zugrunde. Durch die Bundesverfassung war den Bauern unter anderem die Aufgabe zugewiesen, «bei schweren Mangellagen (für die) Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern und Dienstleistungen» aufzukommen. Hieraus leiteten sich Interventionsinstrumentarien ab, die den Prinzipien des Marktes sowie des Freihandels fundamental widersprachen. Protektionistische Massnahmen, staatliche Preis- und Abnahmegarantien sowie regionalpolitisch begründete Direktsubventionen zugunsten der Berglandwirtschaft führten zu einer massiven Überproduktion einzelner Erzeugnisse und waren mit einem immensen Verwertungsaufwand (Preissubventionen, Exportverbilligungen usw.) verbunden. Die Produzentenpreise lagen in der Schweiz zum Teil massiv über denjenigen in der EU. Mit dem Ziel der «Erhaltung eines gesunden Bauernstandes» sowie des «Schutzes wirtschaftlich bedrohter Landesteile» versprach die Gesetzgebung den Bauern ein – gemessen an einem durchschnittlichen Arbeiterlohn – «paritätisches» Einkommen, das indessen – gerade in den Berggebieten – nie dauerhaft realisiert werden konnte.

Als Reaktion auf die GATT/WTO-Verhandlungen, die Annäherung der Schweiz an die EU und eine generell laut werdende Kritik an staatlichen Eingriffen in den Marktmechanismus wurde 1992 eine umfassende Neugestaltung der Schweizer Agrarpolitik in Angriff genommen. Die damals neu formulierten Ziele fanden – nach anfänglichen Auseinandersetzungen über die präzise Gewichtung «ökologischer» Motive – im Juni 1996 mittels Volksabstimmung Eingang in die Bundesverfassung.

Im Zentrum der neuen Politik steht zum einen der Gedanke der Multifunktionalität der Landwirtschaft, zum anderen das Instrument der produktionsunabhängigen Direktzahlungen. Der Landwirtschaft werden die folgenden drei Hauptaufgaben zugewiesen:

1. Die «sichere Versorgung der Bevölkerung»: Die Güterproduktion in der Landwirtschaft soll künftig primär durch den Marktmechanismus geregelt, staatliche Interventionen sollen weitestmöglich abgebaut werden.

2. Die «Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Pflege der Kulturlandschaft».

3. Die «dezentrale Besiedelung des Landes».

Die unter 2. und 3. erwähnten Leistungen der Landwirtschaft haben Kollektivgutcharakter. Weil bei der Erzeugung von Kollektivgütern der Markt versagt, muss sie durch den politischen Entscheidungsprozess gesteuert werden. Hierfür sieht die neue Agrarpolitik das Instrument der Direktzahlungen vor. Bezugsberechtigt sind diejenigen Bauern, die gegenüber dem Staat einen ökologischen Leistungsnachweis erbringen. Mittlerweile beteiligen sich rund 80 % aller Bauern an einem (oder mehreren) der staatlichen Programme, die zum Bezug von Direktzahlungen berechtigen. Diese kompensieren jedoch die sich aus den Markt deregulierungen ergebenden bäuerlichen Einkommensverluste nur zum Teil.

Die Einführung der neuen Agrarpolitik hat den sich seit langem vollziehenden, tiefgreifenden Strukturwandel im Agrarsektor weiter beschleunigt:

1. Zwischen 1990 und 1996 reduzierte sich die Zahl der Betriebe weiter. Lag sie 1965 noch bei 162 414 Einheiten, so nahm sie allein zwischen 1990 und 1996 um 28 790 Einheiten ab und erreichte den Stand von 79 478 Betrieben. Diese Entwicklung betraf die Berggebiete ungleich stärker als die Talgebiete und führte zu einer durchschnittlichen Vergrößerung der einzelnen Betriebe. Die durchschnittliche Nutzfläche pro Betrieb nahm zwischen 1985 und 1996 von 10,8 Hektaren auf 13,6 Hektaren zu. (Zum Vergleich: Deutschland 28,1; Grossbritannien 67,3; Frankreich 35,1; Italien 5,9). Die 70 % hauptberuflich bewirtschafteter Betriebe umfassten 1996 eine durchschnittliche Grösse von 17,4 Hektaren. Nur gerade 950 Betriebe waren mehr als 50 Hektaren gross (1990: 1222).

2. Lag der Anteil der in der Landwirtschaft Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung gemäss ILO (International Labour Organisation) 1960 noch bei 11 % (zum Vergleich: BRD 13 %, Österreich 23 %, Italien 28 %, Frankreich 20 %) reduzierte sich der Anteil bis 1991 auf unter 5 % (Deutschland 13 %, Österreich 7 %, Italien 8 %, Frankreich 5 %). Zwischen 1990 bis 1996 ging die Zahl der Voll- und Teilzeiterwerbstätigen in der Landwirtschaft von 252 600 auf 225 200 Personen zurück.

3. Die Differenz zwischen Paritätslohn und dem bäuerlichen Arbeitsverdienst erreichte 1995 ihren Höchststand. Der Arbeitsverdienst der Talbetriebe war um 52 % tiefer als der Paritätslohn, jener der Bergbetriebe um 67 %.

4. 1996 waren 34 % aller Betriebsleiter und -leiterinnen über 55 Jahre alt, 1990 waren es 38 %. (In der EU waren 1993 bereits 53 % aller Landwirte und Landwirtinnen älter als 55.) 1996 erachteten 17 000 der Betriebsleiter/innen über 50 die Betriebsnachfolge für gesichert. Im Durchschnitt verfügten diese Betriebe über 14,7

Hektaren Nutzfläche. Jene, die die Frage der Weiterführung mit Nein beantworteten, bewirtschafteten im Durchschnitt eine Fläche von 9,9 Hektaren.

5. 1996 gab der Bund 3,95 Milliarden Franken, also 9 % der Gesamtausgaben, für Landwirtschaft und Ernährung aus. 1960 lag dieser Anteil noch bei 12,3 %.

Rund ein Drittel des landwirtschaftlichen Endrohertrags stammt aus der Milchwirtschaft. Die Milchmenge ist seit 1977 kontingentiert. Jährlich werden von den rund 45 000 Milchbauern zirka 3 Millionen Tonnen Milch in Umlauf gesetzt. 49 % davon werden in den Grossbetrieben der Milchverbände, sowie in zirka 1200 Dorfkäsereien verkäst. 1997 wurden insgesamt 132 000 Tonnen Käse, davon 49 000 Tonnen Emmentaler und 4000 Tonnen Sbrinz, hergestellt.

Aufgrund seiner zentralen Bedeutung für den wirtschaftlichen Fortbestand des Grossteils der Bauernbetriebe wird der Milchwirtschaftssektor – entgegen der allgemeinen Stossrichtung der neuen Agrarpolitik – auch künftig relativ stark reguliert bleiben. Die für die Milchverwertung aufgewendeten staatlichen Mittel (Inlandverbilligungen, Exportzuschüsse, Siloverbotszulage usw.) sollen innert der nächsten fünf Jahre um rund ein Drittel – das sind 400 Millionen Franken – gekürzt werden. Nach der geplanten Auflösung der Schweizerischen Käseunion wird das Überleben der 1200 Dorfkäsereien in erster Linie von marktwirtschaftlichen Grössen abhängig sein: von der Höhe des liberalisierten Milchpreises, dem Konkurrenzverhalten der Grossbetriebe, den Vertriebs- und Marketingfolgen der neu zu gründenden Sortenorganisationen sowie dem Anklang ihrer allfälligen Spezialitätenstrategien im Käsehandel und bei den Konsument/innen.

#### *Quellen/Literatur*

Bernegger, Urs/Märki, Peter/Rieder, Peter: Agrarmarkt zwischen Protektion und Deregulierung, Zürich 1995.

Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Einblicke in die schweizerische Landwirtschaft, Bern 1997.

International Labour Office: Yearbook of labour statistics 1945-89, Genf 1990/1993.

Moser, Peter: Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute, Frauenfeld 1994.

Tanner, Albert/Head-König, Anne-Lise (Hrsg.): Die Bauern in der Geschichte der Schweiz, Zürich 1992.

Schallberger, Peter: Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen, Bern 1996.

Schweizerischer Bundesrat: Siebter Bericht über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik des Bundes, Bern 1992.

Schweizerischer Bundesrat: Botschaft zur Reform der Agrarpolitik. Zweite Etappe (Agrarpolitik 2002), Bern 1996.

ZVSM (Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten): Jahresbericht 1997, Bern 1998.

ZVSM (Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten)/LID (Landwirtschaftlicher Informationsdienst) (Hrsg.): Milchrechnung 1996/97, Bern 1997.